Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 92 (1982)

Artikel: Mundartgrenzen im Aargau
Autor: Meng, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-900784

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Heinrich Meng
Mundartgrenzen im Aargau

Die Mundart erfreut sich heute, nachdem sie lange geringgeschätzt und vernachlässigt worden ist, neuer Hochschätzung, auch in Deutschland, wo sie bis vor kurzem, ähnlich wie im französischen Sprachgebiet, als Zeichen der Unbildung verpönt war und den Kindern ausgetrieben wurde. Verschiedene Umstände mögen zu dieser Rückbesinnung auf den Wert der Mundart beigetragen haben: einmal die allgemeine Nostalgiewelle, aber auch die verstärkte Beachtung sozialer Ungleichheiten. Indem man die Mundart bejaht, will man denen entgegenkommen, die über gar keine andere Sprache verfügen, weil ihnen eine erweiterte Schulbildung versagt blieb. Es gibt aber auch zeitlose, aus der Natur des Menschen und der Sprache geschöpfte Gründe für eine Höherbewertung der Mundart.

Zunächst gilt es klarzustellen, dass die Mundarten keineswegs etwa Abfallprodukte der Sprachentwicklung sind, sondern die einzigen organisch entwickelten Formen der Sprache. Die deutsche Hochsprache ist ja ein Kunstprodukt, gebildet aus einem Mischdialekt im nordostdeutschen Kolonisationsgebiet, in Böhmen und Sachsen.

In ihrem Eigencharakter, ihrer Erlebnisnähe, ihrer Bildhaftigkeit und Gefühlsmächtigkeit verkörpert die Mundart menschliche Werte, die heute durch eine weltweite Kulturnivellierung bedroht sind. Sie verbindet uns mit einem Mutterboden, der unsere Seele nährt und schöpferische Kräfte anregt, ohne die unsere hochgezüchtete Zivilisation bald verdorren müsste.

Grossräumige Zusammenschlüsse, wie sie die heutige Zeit aus guten Gründen anstrebt, sind nur dann dem Menschen förderlich, wenn wir zugleich um die Belebung wirksamer Gegenkräfte besorgt sind, die verhüten, dass Europa mit seiner vielgestaltigen kulturellen Überlieferung zur Zivilisationseinöde wird, in der man sich auf immer raffiniertere und aufwendigere Art langweilt. Nur charaktervolle, eigenständige Partner können miteinander in fruchtbaren Austausch treten.

Das neu erwachte Interesse an den Mundarten trifft in der deutschen Schweiz auf eine besonders günstige Ausgangssituation. Zum Glück hat

ja Franz Xaver Bronner (von Herkunft ein Bayer) nicht recht bekommen, wenn er 1844 in seinem bekannten Buch über den Aargau schrieb: «Auch die gesellschaftliche Unterhaltung in Städten findet noch in alemannischer Mundart statt; man mischt ihr aber doch schon viele reindeutsche Formen und Ausdrücke bei.» (Bd. II, S. 2) Bronner rechnete offenbar mit einem baldigen Absterben unserer Mundarten. In Wirklichkeit sind sie bis heute wenigstens in ihrer Grundstruktur erhalten geblieben, und dies trägt sicher zu einem demokratischen Klima in unserem Lande viel bei, das manchem Ausländer auffällt (Im Englischen z. B. verrät die Aussprache sofort die Schichtzugehörigkeit eines Sprechers).

Natürlich haben zumal die Mittelland-Mundarten viel von ihrer Farbigkeit eingebüsst; ihr eigenständiger Wortschatz ist geschrumpft. Einmal haben sich unsere Lebensgewohnheiten und Arbeitsweisen (im Haushalt, in der Landwirtschaft) geändert, so dass manches alte Wort ganz einfach «gegenstandslos» geworden ist. Dazu kommt anderseits der übermächtige Einfluss der Massenmedien, die täglich Hochdeutsch oder fremde, auch verwaschene Mundart in unsere Stuben tragen. Das hat zu einer gewissen Geringschätzung und Vernachlässigung gerade *unserer* Mundarten geführt, die nicht den scharf profilierten Sondercharakter etwa des Walliser, des Bündner oder des Baseldeutsch aufweisen. Und doch verdient auch das Aargauerdeutsch unsere Aufmerksamkeit und tätige Sorge. Der Aargau hat immerhin eine stattliche Anzahl bedeutender Mundartschriftsteller hervorgebracht: ich erinnere an die unvergessliche Sophie Hämmerli-Marti, die weise alte Frau unter den Aargauer Autoren, aus neuerer Zeit an Ruth Staub, Robert Stäger, Josef Villiger. Zu Unrecht hat sich die Sprachwissenschaft bisher relativ wenig um die aargauischen Mundarten gekümmert.

Manche sehen in unserer Sprache oberflächlich einen Übergangsdialekt irgendwo zwischen der Berner, Basler, der Zürcher und der Luzerner Mundart. Darin liegt zweifellos etwas Richtiges. Wie die Ströme der nördlichen Schweiz sich im Aargau vereinigen, so begegnen sich hier auch ihre Hauptmundarten. Es gibt keine einheitliche Aargauer Mundart, die sich von den Nachbarmundarten als geschlossener Block abhöbe. Die Tatsache, dass der Kanton Aargau aus früher politisch getrennten Landschaften erst spät zusammengefügt wurde, spiegelt sich auch im sprachlichen Befund. Im Bezirk Zofingen und bis hinüber ins Seetal vernimmt man die verengten «bernischen» Diphthonge in *Meitli*

und *Frou,* und viele l werden vokalisiert (*I der Schueu ischs im Köbu wou*), im untern Fricktal dehnt man die Stammvokale wie im Baselbiet (*s Büüseli lit ufem Oofe*), die Freiämter sagen *mer chömid* und *si machid* wie die Luzerner. Und doch haben all diese Regionalmundarten auch ihren je eigenen Charakter gegenüber dem «Stammgebiet». Die Dialekte der Mitte des Aargaus, des Aare- und des Limmattals, lassen sich weniger leicht an einen benachbarten Grossraum anschliessen. Sie sind in ihrem Klangcharakter voll und ausgeglichen, mit geschlossenen langen Vokalen in Wörtern wie *grooss, schöön, leere,* anderseits überoffenen Kurzvokalen in *vìl, gschwìnd, chùm vüre.* Ohne sich dem Verdacht der Eigenliebe auszusetzen, darf der Schreibende, der ja in einem anderen Mundartgebiet aufgewachsen ist, bekennen, dass er die hiesige Mundart für einen der schönsten Schweizerdialekte hält. Sie ist nach meiner Schulerfahrung zugleich ein günstiges Substrat für das Erlernen eines lautreinen Hochdeutsch. Einen Reiz dieser Mundart sehe ich in ihrem eher gemächlichen Sprechtempo, das erlaubt, jedes Wort voll zu artikulieren, und in der vertrauenweckenden Sprachmelodie.

In einer Zone der Begegnung verschiedener Grossmundarten werden vor allem *Grenzprobleme* interessant: wo ein Mundarttyp ausläuft, ein anderer anhebt, und wie das geschieht, ob in einer klaren Grenzlinie oder in einer breiten Übergangszone, angelehnt an natürliche Schranken oder an politische Grenzen.

Zwei Grenzen treten bei näherer Erkundung alsbald deutlich hervor: Der Aargau ist ja der einzige Schweizer Kanton, dessen heutiges Gebiet während Jahrhunderten durch die *Landesgrenze der Eidgenossenschaft* zweigeteilt war, nämlich durch die *Juragrenze* zwischen Bern bzw. der Grafschaft Baden und dem österreichischen Fricktal. Diese Grenze wurde nicht etwa erst durch die Eroberung des Aargaus 1415 begründet; vielmehr wurde durch dieses Ereignis eine uralte Grenze neu gezogen, nachdem die beiden Gebiete für kurze Zeit unter den Habsburgern vereinigt gewesen waren. Ungefähr an derselben Stelle stiessen nämlich schon im 9. Jahrhundert Mittel- und Ostfranken zusammen, zugleich das Bistum Basel und das Bistum Konstanz, damit die Kirchenprovinzen von Besançon und Mainz.

Etwas weiter östlich, *entlang der Reuss* und der untern *Aare,* verlief im frühen Mittelalter die *Grenze zwischen Aargau und Thurgau* bzw. Zürichgau (daher der Ortsname Turgi!), oder grossräumig gesehen zwischen dem Königreich Burgund und dem Herzogtum Schwaben. Diese

beiden Grenzen haben in Mundart und Brauchtum unserer Gegend bis heute ihre Spuren hinterlassen. In der Neuzeit wurden ja beide als Nord- bzw. Ostgrenze des bernischen Hoheitsgebietes zugleich als *Konfessionsgrenzen* noch vertieft, denn bei aller Nachbarschaft waren doch familiäre Verbindungen zwischen Angehörigen verschiedener Konfessionen eher selten, während natürlich der Verkehr die Menschen zu allen Zeiten über die Grenzen hinweg miteinander in Beziehung brachte.

Für den Sprachforscher ist es fesselnd zu untersuchen, wieweit sich jene alten Grenzen im sprachlichen Befund von heute noch abzeichnen. Das Problem kompliziert sich dadurch, dass geografische und politische Grenzen sich nicht immer genau deckten. Die Grenze zwischen Mittel- und Ostfranken folgte der Aare, ebenso die Bistumsgrenze, die Bernergrenze hingegen dem Jurakamm, mit einigen Überlappungen nach Norden zum Schutze der Passübergänge. Die Konfessionsgrenze deckte sich mit der Grenze des bernischen Hoheitsgebietes. Im Norden wichen diese beiden Linien im Gebiet des Kirchspiels Leuggern etwas vom Aarelauf zurück. Es fragt sich nun, welche Art von Grenzen (ob geografische, politische oder konfessionelle) in der heutigen Sprachgliederung die deutlichsten Spuren hinterlassen haben. Ich deute hier zunächst kurz die Tatbestände an der Aare-Reuss-Linie an und beschäftige mich dann etwas einlässlicher mit der Juragrenze, die ich näher untersucht habe.

Die Reussgrenze

Die Reussgrenze, die die nördliche Schweiz in eine östliche und eine westliche Hälfte scheidet, ist auch den Volkskundlern wohl bekannt. Einer der bedeutendsten unter ihnen, der frühverstorbene *Richard Weiss,* hat ihr 1947 eine eigene Abhandlung gewidmet unter dem Titel «Die Brünig-Napf-Reuss-Linie als Kulturgrenze zwischen Ost- und Westschweiz». Die hier untersuchte Grenze zieht sich von Laufenburg über Böttstein an den Unterlauf der Aare. Dann folgt sie der Reuss bis Mellingen und später der Westgrenze des Freiamtes, worauf sie über den Napf hinweg den Brünig erreicht. Dass sie nicht einfach auf die Prägung durch den jahrhundertelangen bernischen Einfluss zurückzuführen ist, lässt sich daraus erschliessen, dass der Napf sich schon in

der Hallstattzeit als Kulturgrenze abzeichnet, vor allem aber daraus, dass sie sich, wie *Friedrich Maurer* glaubt nachweisen zu können, in Süddeutschland in der sog. «Schwarzwaldschranke» fortsetzt. *Weiss* führt die Entstehung der Grenze auf den Zusammenstoss verschiedener Einwandererströme aus Ost und West zurück.

Die Volkskunde hat eine grössere Anzahl von Unterschieden in den alltäglichen Gewohnheiten östlich und westlich dieser Grenzlinie festgestellt. Dass man in Windisch traditionellerweise mit französischen Jasskarten spielt, in Gebenstorf und Turgi hingegen mit deutschen, verwundert noch nicht besonders, denn die Spielkarten wurden einst vom Staat herausgegeben und besteuert. Weniger leicht lässt sich erklären, dass man westlich der Grenze das Vieh mit dem Kumt an den Wagen spannte, östlich mit dem Halsjoch, – oder dass die Umzüge mit *Rääbeliechtli,* die in der Ostschweiz weit verbreitet und auch im Badenerbiet wohlbekannt sind, an der Reuss aufhören (nicht gänzlich, muss ehrlicherweise gesagt werden, denn gerade aus dem Aargau bringt der Atlas der Volkskunde drei Belege aus dem Gebiet westlich der alten Grenze). Das nördlichste Stück der alten Kulturgrenze, das auf Aargauer Boden verläuft, ist ganz allgemein am stärksten zerfasert, vielleicht gerade deswegen, weil sich hier beide Seiten im gleichen Staatsverband zusammengefunden haben.

Unterschiede im Wortgebrauch

Recht auffällig ist die Scheidung der deutschen Schweiz in einen östlichen und einen westlichen Teil im *Wortgebrauch.* Der Sprachforscher E. E. Müller hat festgestellt, dass ältere Wörter sich im Westen des Gebietes länger gehalten haben; der Osten mit Zürich war immer Neuerungen eher zugänglich. So hat hier zuerst das Wort «hochzit» für die Vermählungsfeier das altdeutsche «brutlouf» verdrängt. Heute noch finden wir zwischen dem Osten und dem Westen des Schweizerdeutschen etwa folgende Unterschiede:

östlich der Reuss	westlich	für hochdeutsch:
Bölle (entspr. engl. bowl)	*Zibele* (lat. cipolla)	Zwiebel
Tause	*Bränte*	Rückentraggefäss

Dili	*Büni*	Zimmerdecke
Truube	*Trüübel*	Weintraube
wümme (lat. vindemiare)	*lääse,* später: *herbschte* (lat. carpere)	Trauben ernten

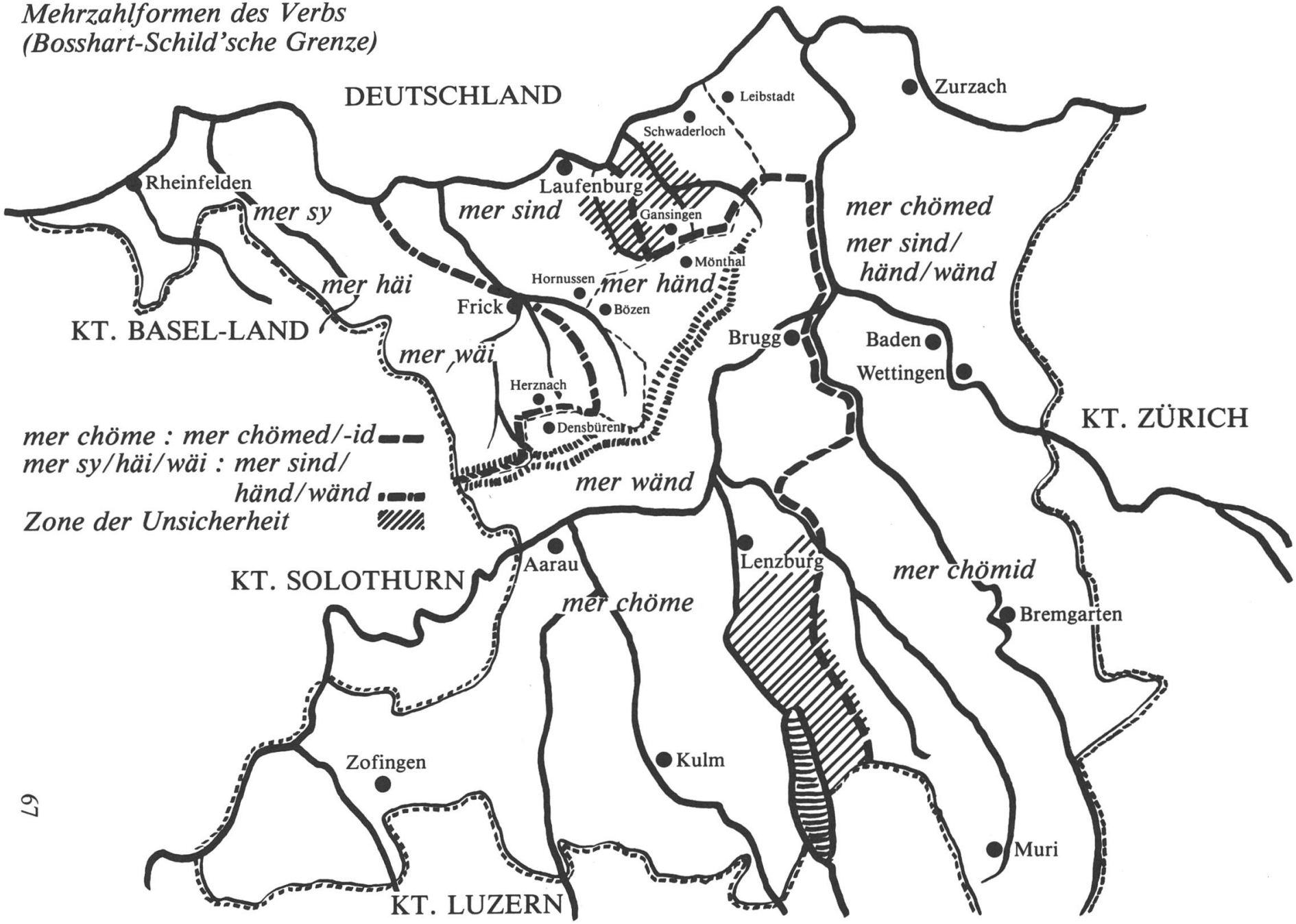
(Es sei nicht verschwiegen, dass z. B. Wettingen in Abweichung von der Regel die Wörter *Zibele, Trüübel, lääse* und *herbschte* bevorzugt.)

Der erste wesentliche Unterschied, der auf diese tief einschneidende Grenze erst aufmerksam machte, war der in den *Mehrzahlformen des Verbs.* Östlich der Reuss kennt man nur *eine* Pluralform: *mer – ir – si singed.* Im Freiamt lautet sie wie in der Innerschweiz: *mer – ir – si singid.* Der Westen hingegen, Brugg, Aarau wie Basel und Bern, kennt den zweiförmigen Plural: *mer singe – ir singed – si singe.*

Der Entdecker dieser Grenze ist der bekannte Zürcher Autor *Jakob Bosshart.* Nach ihm und seinem ersten Rezensenten heisst sie allgemein *die Bosshart-Schild'sche Grenze.* Merkwürdig ist der Umstand, dass die Formengrenze bei den Vollverben der schon erwähnten Kulturgrenze von Böttstein nach Laufenburg folgt, die auffälligere Grenzlinie bei den Hilfsverben – *händ* gegen *hei(t)* – *wänd* gegen *wei(t)* – *sind* gegen *si(t)* – dagegen erheblich weiter im Westen liegt, nämlich westlich von Zeihen, Hornussen, Öschgen, Eiken, Stein.

Aus diesem Beispiel lässt sich ein Schluss von allgemeiner Bedeutung ziehen: Wo sich zwei Lautungen oder Formen begegnen, geschieht das gewöhnlich nicht in Gestalt einer eindeutigen Grenzlinie, sondern in einer Grenz*zone,* innerhalb derer verschiedene Grenzlinien bald straffer, bald lockerer gebündelt nebeneinander herlaufen. Die Grenze zwischen östlichem und westlichem Schweizerdeutsch fächert sich gerade am untern Aarelauf deutlich auf, wohl u. a. deshalb, weil hier die Bernergrenze einst gegen Westen ausbog und die Konfessionsgrenze bis heute dahinfällt. Diese Tatsache erschwert natürlich die Abgrenzung von Dialektgebieten ungemein. Es ist meist unmöglich, für einen bestimmten sprachlichen Unterschied eine klare Scheidelinie festzulegen, an der alle einschlägigen Wörter ihre Form wandeln würden. Wir müssen, wenn wir sorgfältig arbeiten wollen, im Grund jedem einzelnen Wort von Ort zu Ort nachgehen und erleben immer neue Überraschungen.

Mehrzahlformen des Verbs
(Bosshart-Schild'sche Grenze)



Lautunterschiede zwischen westlichem und östlichem Schweizerdeutsch

Dies sei hier an zwei Lautunterschieden gezeigt, die als kennzeichnend gelten für die Verschiedenheit von östlichem und westlichem Schweizerdeutsch.

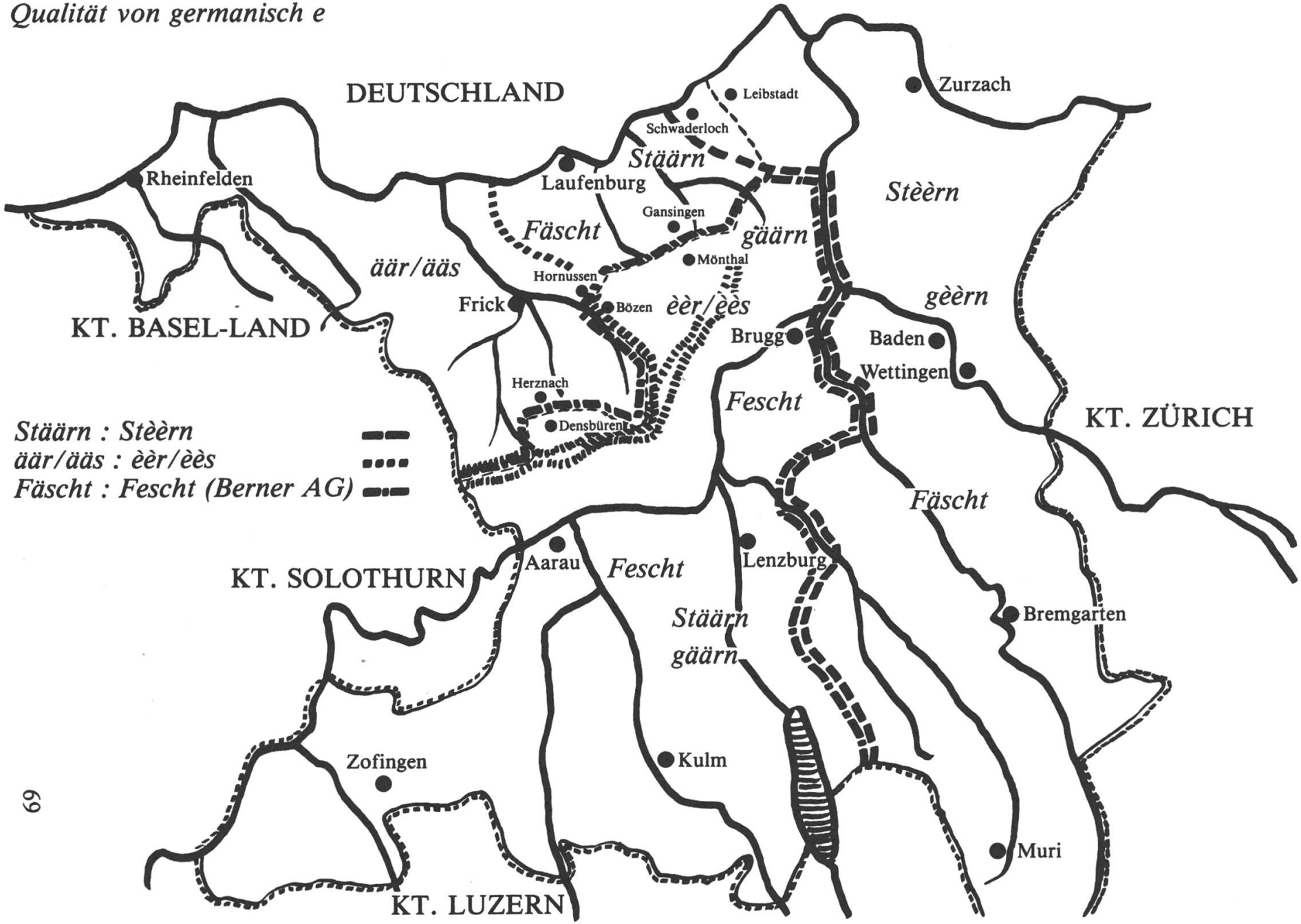
1. *Die Lautgestalt von germanisch e im Wortstamm*

Allgemein weiss man, dass dieses e in der Ostschweiz halboffen gesprochen wird: *Gèll, du hèsch mi gèèrn!,* in den westlichen Landesteilen überoffen: *Gäll, du häsch (hesch) mi gäärn.* Vor r scheiden sich die beiden Vokalqualitäten an der uns bekannten Linie entlang der Reuss und der untern Aare. Östlich dieser Linie heisst es *gèèrn, Stèèrn, Bèèrg, stèèrbe,* westlich dagegen *gäärn, Stäärn, Bäärg, stäärbe.* Aber noch ein Stück weiter gegen Westen sagt man *èèr* und *èès, Chèès, schwèèr, mèje* und *trèje.* Weiter gegen Süden tut uns die Grenze zwischen *gèèrn* und *gäärn* durchaus nicht den Gefallen, dem Brünig zuzustreben, vielmehr biegt sie kräftig nach Osten aus: *gäärn* sagt man auch in den Urkantonen, in Glarus, im Sarganserland und einem Teil Graubündens. In anderer lautlicher Umgebung ist das è, wie angedeutet, auf einen noch viel engeren Raum im Osten eingeschränkt. *Schlècht* und *rècht, sèchs, Chèller* sagt man nur in Schaffhausen, Thurgau, im nördlichen Gebiet von St. Gallen und in einigen Bündner und Glarner Gemeinden. Ziemlich das gleiche gilt für das Wort *Nest,* aber das eng benachbarte Wort *Fest* geht völlig eigene Wege. Hier treffen wir zwar auch wieder in der eigentlichen Ostschweiz die Form *Fèscht,* in der zentralen Zone *Fäscht.* Aber das gesamte bernische Mundartgebiet, zusammen mit dem Berner Aargau und Baselland, wartet hier mit einem geschlossenen e auf (*Jugetfescht*!). Im Aargau folgt die Lautgrenze in diesem Fall sogar am genauesten der alten Landes- und Konfessionsgrenze. Welche Feste gefeiert werden, das war und ist ja auch weitgehend kirchlich und staatlich geregelt.[1]

2. *Die Spaltung von indogermanisch eu*

In der östlichen Schweiz ist dieser alte Diphthong allgemein zu ü geworden, im Westen zu öi oder ie. Die Ostschweiz sagt *tüüf, verlüüre,*

[1] Vgl. Sprachatlas der deutschen Schweiz, Bd. I, Karten 27 f.


DEUTSCHLAND
Leibstadt
Zurzach
Schwaderloch
Stäärn
Rheinfelden
Laufenburg
Stèern
Gansingen
Fäscht
gäärn
äär/ääs
Mönthal
Hornussen
Frick
Bözen
èer/èès
gèern
KT. BASEL-LAND
Brugg
Baden
Wettingen
Herznach
Fescht
KT. ZÜRICH
Densbüren
Stäärn : Stèern
äär/ääs : èer/èès
Fäscht : Fescht (Berner AG)
Fäscht
Aarau
Fescht
Lenzburg
KT. SOLOTHURN
Stäärn
gäärn
Bremgarten
Zofingen
Kulm
Muri
KT. LUZERN

Flüüge, büüte, Grüübe (für den Rückstand beim Einsieden von Tierfett); im Westen lauten diese Wörter *tief* oder *töif, Fliege* oder *Flöige, biete, verliere, Griebe.* In der Grenzzone gibt es auch da allerhand Überraschungen. So nennt man von Westen her bis an die Reuss und darüber hinaus die lästigen Insekten *Fliege* bzw. *Flöige,* für das Verb «fliegen» hingegen wechselt die Form schon innerhalb des Bezirks Rheinfelden zu *flüüge.* Die Bezirke Laufenburg, Aarau und Brugg haben also das Verb *flüüge* neben dem Substantiv *Fliege/Flöige.* Beim Verb hat somit ein tiefer Einbruch der östlichen Form nach Westen stattgefunden.[2]

Eine ganz besondere Stellung nimmt das Verb «schiessen» ein. Hier folgt die Lautgrenze von der Staffelegg bis zur Bürersteig genau der alten Bernergrenze und damit der Konfessionsgrenze, so dass z.B. auf dem Bözberg *schiesse* im Bewusstsein der Bevölkerung kurzerhand als «katholische Form» gilt und einer sein Erstaunen äussern konnte, dass in der Ostschweiz auch Katholiken *schüüsse* sagen. Das Schiessen wurde natürlich sowohl bei Übungen als erst recht im Ernstfall durch die staatliche Obrigkeit kontrolliert bzw. befohlen. Paradox ist nur, dass Bern selbst ja die Form *schiesse* hat, die im Aargau gerade jenseits der einstigen Bernergrenze wieder erscheint! Dies ein zweiter Sonderfall, wo sich auf eine weite Strecke der Berner Aargau gegen das Fricktal abhebt und mit der Ostschweiz zusammenschliesst. Diese weiträumige Zuordnung lässt sich, wie wir gleich sehen werden, nicht verallgemeinern. Als Ergebnis unserer knappen Übersicht können wir festhalten: Die Bosshart-Schild'sche Grenze ist nicht eine klare Linie, sondern ein breiter Grenzstreifen, innerhalb dessen wir vielerlei Mischungen westlicher und östlicher Formen antreffen.

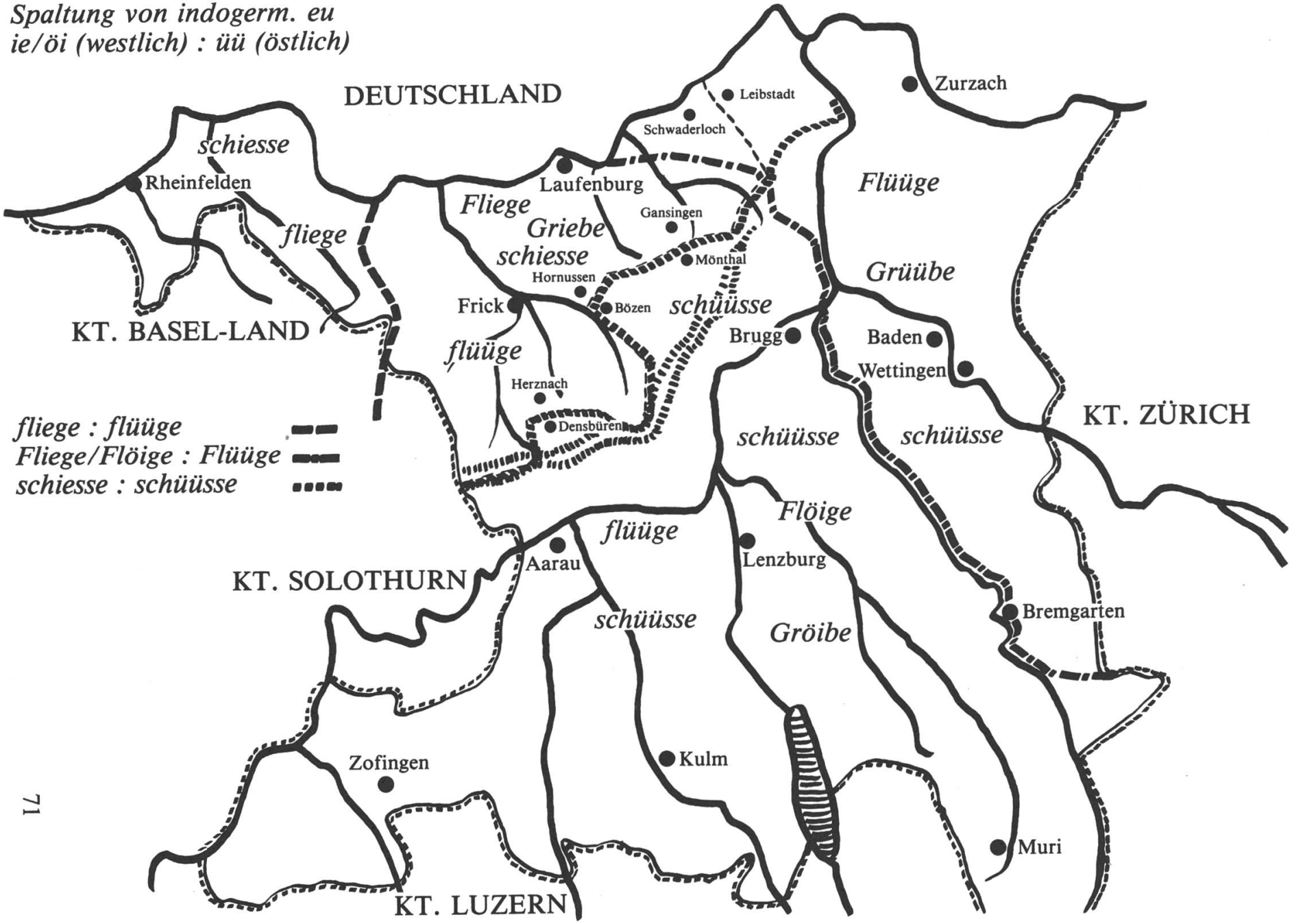
Die Juragrenze

Die alte Berner- und Schweizergrenze, verläuft, grob gesprochen, über den Jura von Südwesten nach Nordosten.

Wenn man einen Laien nach einem spezifischen Merkmal der Jura-, d.h. im Aargau der Fricktalersprache fragt, wird er wahrscheinlich zuerst auf die gedehnten Stammvokale hinweisen. Auch F.X. Bronner ist diese Eigentümlichkeit aufgefallen. Er schreibt: «Die Fricktaler

[2] Sprachatlas Bd. I, Karten 136 f.

Spaltung von indogerm. eu
ie/öi (westlich) : üü (östlich)



lassen in ihrer Sprache etwas dem baslerischen Dialekt angenähertes Gedehntes hören» (Bd. II, S. 1). Im Fricktal sagt man z.B. *aabe* und *uufe, Faade* und *Gùùfe, Hoobel* und *Greeber.* All diese langen Vokale sind verhältnismässig jung, erst im Spätmittelalter von Norden her eingedrungen. Das Nibelungenlied kennt sie noch nicht, hingegen hat die neuhochdeutsche Schriftsprache sie bekanntlich übernommen. Der mittelhochdeutsche Lautstand dauert bis heute in ziemlich reiner Form im Glarnerdeutschen fort. Dort heisst es noch immer *der Wage* und *der Lade, läbe, läse* und *fare.* In Basel und im Fricktal stossen wir auf das andere Extrem: die durchgehende Dehnung der Stammvokale in offener Silbe oder auch vor r, also die Formen *Boode, loose, Stùùbe, Gaable, schwaarz, Beziirk.* Der grösste Teil des Mittellandes bildet eine Übergangszone, in der sich die Dehnung nur in einzelnen Wörtern durchgesetzt hat, etwa in *Laade, faare, Waage, lääse, lääbe, Baade, Läägere.* Fast für jedes Wort ist die Dehnungsgrenze wieder eine andere.

Zusammenfassend lässt sich also sagen: Die im Spätmittelalter von Norden her vordringende Dehnung der Stammvokale hat sich an den Jurakämmen gestaut; nur vereinzelte Wellen haben über diesen Damm hinweggeschlagen und das Zwischengelände bis zum Alpenfuss überspült.[3] (Die allgemeine Vokaldehnung im sanktgallischen und bündnerischen Rheintal hat ihre eigenen Ursachen; sie geht wohl auf ein romanisches Substrat zurück. Dasselbe gilt wahrscheinlich für den Kanton Uri.)

Nun stellt sich die Frage, ob ein so auffälliger sprachlicher Einschnitt mehr durch die geografische Schranke des Gebirges oder durch die beinahe damit zusammenfallende Nordgrenze des eidgenössischen Gebietes gegen Vorderösterreich bewirkt worden sei, da die geografische und die politische Grenze (heute die Grenze zwischen den Bezirken Aarau und Brugg einerseits, Laufenburg anderseits) sich nicht genau decken; zur Grenzsicherung haben ja die Berner noch einige jenseits der Wasserscheide liegende Dörfer erobert: Densbüren, Asp, Effingen, Bözen und Elfingen. Eine genaue Untersuchung der Verhältnisse an Ort und Stelle führte mich zu einem überraschenden Befund: Die Lautgrenze deckt sich nämlich weder mit der geografischen noch mit der politischen Grenze, sondern liegt noch etwas weiter nördlich als die zweite. Die klare Übereinstimmung der Lautgrenze mit der Staatsgrenze, die

[3] Sprachatlas Bd. II, Karten 1 ff.

wir bei *Fäscht/Fescht* und bei *schiesse/schüüsse* konstatierten, wiederholt sich bei diesem weit auffälligeren und allgemeineren Lautunterschied nicht. Vielmehr verläuft die Hauptgrenze zwischen Frick und Wölflinswil/Oberhof einerseits, Herznach, Ueken, Hornussen, Kaisten anderseits (Das Dorf Kaisten ist als Mischgebiet zu bezeichnen); d.h. sie zieht sich mitten durch die fricktalische Grenzzone.

Bei genauerer Ortskenntnis begreift man den Verlauf dieser Grenze recht gut. Die Dehnungsgrenze wird nämlich durch einen respektablen Höhenzug gebildet, der den Verkehr erheblich erschwert, und an der einzigen Durchgangsstelle im Haupttal liegt zwischen Dörfern hüben und drüben die immerhin beachtliche Distanz von etwa 3½ km. So ergab sich wohl für Ueken und Hornussen ganz natürlicherweise ein regerer nachbarlicher Verkehr nach Südosten, gegen die Wasserscheide hin. Die politische Grenze als strikte Verkehrsschranke mit Passkontrolle und schliesslich gar mit Mauer und Minenfeld ist ja eine traurige Erfindung des 20. Jahrhunderts. Im Mittelalter waren starre Grenzlinien gar nicht denkbar, weil es keinen geschlossenen Territorialstaat gab, und auch im Zeitalter des Absolutismus war die politische Landkarte noch so buntscheckig, dass eine straffe Grenzkontrolle die Machtmittel jeder Regierung überfordert hätte. Kontrollen gab es zweifellos, etwa an Stadttoren oder wichtigen Brücken, aber im übrigen war Europa viel offener als heutzutage. An diesen glücklichen Umstand erinnern uns die sprachlichen Gegebenheiten.

Selbst die Rheingrenze, wo ein bedeutendes Verkehrshindernis seit 180 Jahren durch eine Staatsgrenze überlagert wird, bildet ja in viel geringerem Masse zugleich eine sprachliche Scheidelinie, als wir vielleicht annehmen möchten. Dies beweisen die Mundartkarten, die *Friedrich Maurer* in seinem Buch «Oberrheiner, Schwaben, Südalemannen» veröffentlicht hat, deutlich. Gegensätze wie *si lauffe – si lauffed, Matte – Wise* setzen sich wie gesagt drüben im Schwarzwald gleichlaufend fort, und Formen, die wir als typisch schweizerisch betrachten wie *du bisch, Huus, gloffe,* auch Ausdrücke wie *Anke, Schäärmuus* (für Maulwurf), *Nüsslisalaat, Runkle, Herdöpfel, Chilbi* finden wir nördlich des Rheins fast gleichlautend wieder. Wir müssen also jedenfalls sehr vorsichtig und bescheiden sein, wenn wir etwa typisch und ausschliesslich schweizerische oder gar aargauische Sprachmerkmale feststellen wollen.

Nach diesem Exkurs zurück zur Juragrenze! Wer etwa glauben sollte, die Fricktaler mit ihren gedehnten Stammvokalen hätten eben im

ganzen eine schwerfällige Sprache oder am Ende gar einen schwerfälligen Charakter, der müsste bei einer genaueren Untersuchung des Vokalismus rasch umdenken (Übrigens teilen ja die Fricktaler die langen Vokale mit den Baslern, die sicher über den Vorwurf geistiger Schwerfälligkeit erhaben sind). Wenn nämlich im Nordwestzipfel unseres Sprachgebietes die einst kurzen Stammvokale durchgehend gedehnt worden sind, so hat anderseits die gleiche Mundart ursprünglich lange Vokale, die in der Hochsprache sogar als Diphthonge auftreten, gekürzt, dies unter Bewahrung ihrer geschlossenen Qualität. So wurde hier *wyt* (schriftdeutsch weit) zu *wit, Zyt* zu *Zit, Huut* zu *Hut, luut* zu *lut, Chrüüz* zu *Chrüz.* Auch hierin herrscht Einhelligkeit fast durch das ganze Fricktal und bis nach Basel hinunter, anderseits dem Rhein entlang bis ins Rafzerfeld. Die Kürzungsgrenze tut uns nun sogar den Gefallen, vom Bänkerjoch bis zur Bürersteig genau der alten politischen Grenze zu folgen. Dann aber biegt sie beiderseits stark nach Süden aus und umfasst auch das Badenerbiet und weiterhin ganz St. Gallen im Osten, Bern im Westen. Wieder geht also hier das Fricktal mit Bern zusammen, nicht der Berner Aargau!

Es gibt nun aber doch mindestens eine Sprachform, die den Berner Aargau mit Bern verbindet, anderseits sowohl von den Gemeinen Herrschaften im Osten als von der Innerschweiz im Süden, vom Fricktal wie von Solothurn abhebt: es ist die Konjunktivform *er tüe, tüej.* Ringsum heisst es m. W. *er tüeg, täg* u. ä. Durch den relativ schmalen Verbindungskorridor zwischen Solothurn und Luzern ist hier offenbar eine typische Bernerform eingedrungen und hat den ganzen Berner Aargau überflutet.

Wie rätselhaft oft die Lautgrenzen gerade in unserem Kanton verlaufen, möchte ich kurz noch an einem Sonderfall zeigen, der auch die Umgebung von Brugg betrifft: es ist der Unterschied *schlòòffe:schlaaffe, Stròòss:Straass, jòò:jaa.* Im schweizerischen Rahmen betrachtet, sind die a-Formen mehr dem Süden, dem Alpenbereich zugehörig. Ihre Nordgrenze verläuft ähnlich derjenigen von *schnye, buue, rüüe* (gegen *schneie, boue, röie*) etwa von Bern zum Vierwaldstättersee und über Schwyz zum Walensee. Im Gebiet von Zürich-Winterthur beobachten wir nun aber einen tiefen Einbruch der a-Formen nach Norden, der auch einige Aargauer Gemeinden im Badenerbiet und im Schenkenbergertal bis nach Küttigen hinüber einbezieht.[4] (Die Bewohner von Remi-

[4] Sprachatlas Bd. I, Karten 67 ff.

gen sollen nach einer Mitteilung von Dr. E. Haller früher mit dem Sprüchlein gefoppt worden sein: *«E Maas und föif Glaas, de ganz Gmäiraat isch daa.»*).

Die südschweizerischen a-Formen entsprechen dem altdeutschen Lautstand, sie sind ein stehengebliebenes Relikt alter Lautung. Die a-Laute in Zürich und im Aargau wecken hingegen einen gewissen Verdacht dadurch, dass im Umlaut daneben o-Formen stehen: *Ströössli* neben *Straass,* es *Schlööffli* neben *schlaaffe,* es *Ööderli* neben *Aadere.* Die Umlaute ö müssen wohl aus ò entstanden sein; danach wäre in der nördlichen a-Zone zeitweise ò gesprochen worden. Vielleicht ist dann in städtischen Zentren wie Zürich und Winterthur in Anlehnung an die Schriftsprache das a wiederhergestellt worden. Im Kanton Zürich gilt jedenfalls *schlooffe, Zoobig* als bäurische Sprache. Im Aargau hingegen haben sich nun merkwürdigerweise die a-Formen gerade in ausgesprochen ländlichen, eher abgelegenen Gebieten durchgesetzt: z. B. in Ehrendingen, Birmenstorf, Remigen, Oberflachs, in Effingen, Bözen bis nach Densbüren und Küttigen hinüber. Die aargauischen Städte haben alle das verdumpfte a: *Jòò, er gòòd uf d Stròòss,* und auch im verstädterten Wettingen sind die traditionellen a-Formen im Rückgang begriffen. Dieser Befund ist bisher nicht befriedigend erklärt worden.

Unterschiede im Wortschatz

Dem Laien fallen Dialektunterschiede wohl am stärksten auf, wenn sie den *Wortschatz* betreffen. Die Buntheit ihres Wortschatzes mit vielen altertümlichen Einsprengseln bringt Farbe und Leben in das Bild der schweizerdeutschen Mundart. Gönnerhaft bemerkt hiezu F. X. Bronner: «An Wortreichtum mangelt es diesem Völklein gar nicht, aber sie wissen weder die Deklination der Hauptwörter noch die Flexion der Zeitwörter richtig zu treffen.» (Bd. II, S. 1) Hier einige Ausdrücke, die für die verschiedenen Gebietsteile des Aargaus als charakteristisch gelten können. (Die folgenden Angaben beruhen auf eigenen Umfragen und wurden soweit möglich anhand des Sprachatlasses der deutschen Schweiz verifiziert. Sie bedeuten nicht, dass die angegebenen Wörter in den betreffenden Gebieten allein und genau bis an deren Grenzen im Gebrauch seien.)

Hochdeutsch	Berner Aargau	Fricktal	Badenerbiet
Löwenzahn	*Weifäcke*	*Sunnewiirbel*	*Söistöck*
		Täärtsche	*Chrottepösche*
			Tüücheltätsch
Runkelrübe	*Runggle*	*Tùùrlips*	*Runkle*
		(engl. turnips!)	
Kerngehäuse des Apfels	*Göörpsi*	*Öörpsi*	*Bütschgi*
wählerisch	*sälze*	*sämper*	*gschnäder-*
im Essen	*schnäderfrääsig*	*sälze*	*frääsig*
Nacken	*Äcke*	*Äckte*	*Gnick*
Mumps	*Wuchetööpel*	*Wuchetrümmel*	*Wuchebündel*
	Wuchetubel	*Wuchetölpel*	
Schluckauf	*Hixer, Hixi*	*Gluxer*	*Hixer*
	Hixihäxi	*Gluxi*	*Hixi*
Gerstenkorn	*Urseli*	*Wiri, Weeri*	*Wère, Grytli*[5]
am Augenlid	(aus frz. orgelet)		
hagerer Mann	*Gritti*	*Langnüechter*	*Sprämsel*
	raane Maa	*Boonegünner*	*Chümistängel*
	Ganggel	*Spränzel*	*Longynus*
			Räigel
dicker Mann	*Blooschti*	*dicke Sumber*	*Pluderi*
	Plooner	*Sackli, Pleger*	*Dicksack*
	Motti	*Tampi*	*Mutti*

Dies nur wenige Belege für die fortdauernde Vielfalt und Ausdruckskraft des mundartlichen Wortgutes. Der vorliegende Aufsatz hätte seinen Zweck erfüllt, wenn er einige Leser dazu bewegen könnte, der überlieferten Mundart verstärkte Aufmerksamkeit zu widmen und zu ihrer Erhaltung beizutragen, nicht im Sinne ängstlicher musealer Konservierung, sondern in lebendiger Auseinandersetzung mit den Forderungen der Gegenwart.

[5] Sprachatlas Bd. IV, Karten 25, 53, 55, 71